

(Nachdruck verboten.)

6]

## Das Blut.

Roman von J. J. David.

Aber noch einen anderen Stoff hatten die Mädchen, waren sie so unbelauscht und für sich. Es ist ein elendes Loos, das einer Bauernmagd gefallen ist; sie sieht genötigt und soll entbehren. So stand ihnen Allen denn eine Fackel im Dunkel ihrer Tage: die Hoffnung, geheirathet zu werden, einmal am eigenen Herde, und mochte er noch so ärmlich sein, zu gebieten; ein Mittel wußten sie, das ihnen die Gegenwart erträglich machen konnte. Eine jede hatte ihren Burtschen, von dem sie hoffte, er werde sie einmal heimführen, und der ihr zuweilen die Genüsse zugänglich machte, nach denen sie verlangte. Davon erzählten sie nun, von den Lustbarkeiten des Lanzbodens, von den Herrlichkeiten eines Jahrmarktes in der Kreisstadt, die Gabi noch nicht einmal betreten, so nahe sie wohnten. Die kleinen Geschenke, die sie erhalten, wiesen sie einander vor: das Band, den dünnen Silberreif, dem meist ein „Vergißmichnicht“ in Wort und Bild erhöhte Bedeutung lieb. Und nicht ohne eiferjüchtigen Neid vernahm Gabriele davon, die sich über Alles nach Musik, nach dem tollen Wirbel eines dörflichen Tanzes sehnte, nun sie der Winter stille zu sitzen zwang, ihr selbst die Freude nahm, die sie Sommers vom Himmelteiche laufend empfunden. Meinten sie aber völlig unbelauscht zu sein, dann wurden sie offener. Dann erörterten sie rüchhaltlos die Gründe, warum gerade wieder eine ihrer Genossinnen so plötzlich den Dienst verlassen gemüht. Denn es war sonderbar — aber nirgends vergingen sich die Mägde so oft, wie in diesem Hause der unbarmherzigen Strenge. Gabi wußte kaum mehr, wie viele Male sie in den wenigen Jahren ihres Hierseins das finstere: „Das fällt wie das liebe Vieh. Das vergißt um nichts Ehre und Seligkeit“ ihrer Tante gehört, wenn wieder einmal eine ängstlich ins Zimmer gekommen war, um es mit rothgeweineten Augen zu verlassen. Hier aber lernte sie Sinn und Deutung dieser Worte begreifen, der ohnedies vieles fremd und nachdenklich erschien, woran ein Dauerkind von erster Jugend ab gewöhnt ist.

Es geschah aber auch wieder, daß selbst das Surren der Spinnräder verstummte, daß alle achtsamst dasaßen. Dann hatte die Susanne das Wort. Die allein hatte mehr erlebt und mehr erfahren, als ein ganzer Haufen. Sie war hübsch gewesen. „Guat nur, Affen, ich war's. Es wissen mehr davon.“ Und sie hatte Verehrer gehabt — mehr als die Anwesenden zusammen. Sie mußte zu fingern anfangen, wollte sie die Zahl zusammenbringen, und langte nicht mit einer Hand dabei. Und sie geizte keineswegs mit ihren Erfahrungen; das that sie auch mit Dingen nicht, die eine ihres Standes schwerer erschwingen kann. Sie erhob auch kein Lamento, war sie wieder einmal am Schlusse einer ihrer Liebesgeschichten; es war nur eben nichts daraus geworden, sie hatte eben wieder kein Glück gehabt. Und doch wieder Glück. Dann lächelte sie eigen, und alle, bis auf Gabi, verstanden sie. Höchstens daß ein Mädchen die Schürze vors Gesicht schlug und ein bitterliches Schluchzen begann. Das störte die Redende weiter nicht; sie spann ihren Faden zu Ende und meinte, sie könne mit ihrem Geschick wohl zufrieden sein. Oder hatte sie ihre Jugend nicht genossen? Hlog nicht jetzt noch beim Erinnern an verholenes Glück ein ferner Abglanz besserer Tage über ihr verwittertes Gesicht? Um welchen Preis sie es erkaufte — wen ging es was an? Dann hatte sich in der Regel auch die Betrübte beruhigt, und nun erst fand sie ein gutes Wort für sie. „Wer sich ausweinen will, bei dem hilft kein Zureden; er hört's nicht einmal so recht. Ist mir auch nicht anders gegangen.“ Und schon als ihrer Trösterin hingen sie ihr an; hätte sie auch nicht vor ihnen geseffen, ein Sinnbild dessen, wie es einmal mit ihnen werden mochte, hätte sie auch nicht das Alles schon durchgelebt und verwunden gehabt, was sie noch erdulden zu müssen fürchteten.

Verfing aber einmal gar nichts, wollte sich eine gar nicht fassen im Leide, dann pflegte sie der Gabi einen Wink zu geben. Stellte sich die in Positur, dann wirkte zumeist die Neugierde. Das Schluchzen schwieg, die Schürze sank nieder; Aller Blicke weilten auf der zierlichen Gestalt des Mädchens, das den Kopf zur Seite neigte und nun Verse deklamirte, die es kaum und heimlich aus den Büchern gelernt, die ihm Herr Blogar im Verborgenen zugesteckt. Denn er war nicht für einseitige Verstandesbildung; „Lektüre erzieht“ war einer seiner Grundsätze. Ob Gabi das Gelesene auch verstand? Darum sich zu kümmern, hatte er die Zeit nicht; ihm genügte, konnte sie ihm in einer verholenen Minute Gedichte, die er ihr geliehen, wieder hersagen. So erklangen denn, verwunderlich genug, die pathetischen Verse Schiller's in dieser mährischen Spinnstube und fanden Gehör. Oder ein kleines, doch wohlklingendes Stimmchen sang gedämpft und um so mehr mit Empfindung Volkslieder. Woher die Gabi zuzogen, das hätte Niemand sagen können; aber jeder Ton, jedes gereimte Wort hasteten bei ihr, daß es ordentlich ein Staunen war. Danach rühmten Alle ihre Kunst; in vollem Zuge schlürfte sie das Lob, fühlte sich bewundert, die Erste, bis sie wie trunken ward davon. Und nun, mit jähem Sprunge aus wehmüthigen und klagenden Lauten zum tollsten Uebermuth, begann sie, das meistbelobte ihrer Stücken zum Besten zu geben. Sie äffte Herrn Blogar nach in Worten und Bewegungen und machte das wahrhaftig wunderwürdig gut. Nicht ohne geheime Gewissensbisse, nicht ohne sich jedesmal nachträglich die schwersten Vorwürfe zu machen. Denn sie wußte, daß sie der Lehrer gern hatte, und pflegte das sonst zu erwidern; sie kannte die Macht einer Thräne, die stumm in ihrem Auge glänzte, über ihn. Aber sie konnte sich nicht helfen: der Mann war ihr unendlich drollig, und sie vermochte, wo sie es durfte, einer Dame desto minder zu widerstehen, je beklemmter und gehaltener sie sich sonst fühlte. Und das rusende Mahnen in sich beschwichtigte sie mit dem Vorsatz, ihre Aufgaben so besser zu machen, vielleicht gar eines seiner Lieblingsgedichte mit allerhöchster Betonung ihm vorzusagen. Das machte ihn ja immer vollends glücklich.

War aber auch das vorüber, die Zeit zum Schlafengehen gekommen, die Lampe verloscht, das letzte Flüsterwort getauscht, dann huschte sie wiederum ihrer verholenen Wege heimwärts. Hinter ihr klang manchmal ein kleines Kreischen; sie wendete sich nicht, sie kannte das: die Dienersknechte verstellten den Mädchen den Weg und trieben ihre Späße mit ihnen. Sie aber eilte in ihr Bett; Schlaf fand sie freilich keinen. Denn nun begannen die Dinge, die sie kaum vernommen, erst ihr wirres Spiel in ihr. Noch sann sie wenig darüber nach, aber Ahnungen kamen ihr doch schon und bewegten insgeheim ihre Seele. Sie aber liebte das; diese ruhelosen Nächte, in denen ihr jeder Laut bekannt war. Sie sah in die Nacht; da glitzerte der Nachtreif auf den Bäumen; da gurgelte, ihrem überfeinen Ohr vernehmlich, der Bach unter seiner Eisdecke; da klangen gewohnte Schritte; sie unterschied jeden danach, und jeder war ihr im guten oder bösen Sinne wichtig; da bläffte der Hofsund sein kurzes, böses Bellen, das sie so haßte. Und dennoch freute sie sich wieder darauf; sie erschrak gerne, sie liebte es, wenn ihr Herzschlag jählings stockte, um dann doppelt stürmisch wieder einzusetzen. So schuf sie sich selber Schrecknisse, um sich ängstigen zu können davor, um ein küsternes Grausen. Die ganze Natur lebte ihr, aber sie lebte nicht in der Natur, die der Seele Gabi's fremd und feindselig gegenüberstand.

Oder sie wog die Reigung der Pflege-Eltern ab — das Einzige, womit sie jemals rechnen lernte. Rupert sah sie doch wohl nicht ungerne; er hatte ihr selbst eine Freude gemacht einmal. Er war heimgeritten gekommen, und wie sie vor der Thüre stand, da hob er sie vor sich aufs Pferd und umtrabte den Hof. Ihre Wangen hatten geglüht, Alles jauchzte in ihr; aber sie hatte diese Lust hart mit Faßten, mit dem Auswendiglernen von Bibelversen büßen müssen. Das ward ihr von Salome gethan, und sie konnte es nicht verwunden noch vergessen. Gegen die Wohlthaten, die ihr allständlich vorgezählt wurden, empörte sich ihr junger Stolz, und sie sann ob Plänen, wie das wettzumachen sei. Sie fand nicht einen, und so, in Betrachtung und Träumen



bergingen ihr die Winternächte. Bis es graute, dann mußte sie hinaus, wann noch die frostigen Sterne am Himmel standen, in die Ställe, die Kellerrinnen überwachen. Sie that es; aber sie war eine Andere am Tage als bei der Nacht. Mürrisch und schweigsam trieb sie ihr Wesen; die geheimen Vertraulichkeiten, welche sich die Mägde ihr gegenüber erlaubten, brachten sie in Harnisch, und sie wußte sich doch nicht zu schützen davor. Ihre tiefen Augen sahen verträumt in die Welt; das Geheimniß, das in ihnen schlief, zu lösen, versuchte niemand. Aber ihr Thun war ihr leidig; verhaßt die dumpfe und stickige Luft der Ställe, verhaßt das Lernen, dessen Zweck sie nicht begriff; ihr ganzes Sehnen eine unbelauschte Stunde, die sie, von wüsten Träumen genarrt, verschlummern konnte — die sinkende Nacht. Denn mit dem Wechsel von Licht und Dunkel waren ihr Lust und Leid verknüpft. Strenge geschieden waren sie, und so sehr das eine gebunden an die Sonne, das andere an ihr Erlöschen, daß sie kaum mehr wußte von Freuden, die ein freieres Haupt zum hellen Himmel erheben können. Sie ward schreckhaft; ein jeder Ruf, der sie unversehens traf, ließ sie sich verfärben, und sie wurde danach nur mühsam Herrin ihrer Glieder. Eine ungeheuerliche Phantastik erwuchs in ihr; sie stand wehrlos vor den Schatten, die nicht von ihr ließen, vor den Stimmen, die sie unklängen, und das stete Sinniren machte sie verschlossen und feige und trotzig. Was sie davon erkennen konnte, das gefiel Salomen ganz wohl, und der sonderbare Hochmuth erfreute sie sogar, der manchmal aus des Kindes Wesen aufbrach.

Aber nicht allein einer Todten gedachte Gabriele nunmehr sehnd. Auch einem Unbekannten und einem Fernen flogen ihre Träume nach. Wenn sie fertig war mit der Hoffnung, ihr Vater werde einmal kommen, sein verlorenes und unseliges Kind heimzuholen in die Genüsse seines Reichthums, werde ihr reichlich zurückzahlen, was er ihr so lange vorenthalten an Zärtlichkeit, wenn sie nichts mehr wußte, was sie sich noch wünschen konnte, und Rupert und Salome stauend gestanden waren von ihrer Herrlichkeit, von der nur die Susanne ihr Theil haben sollte, dann suchten ihre Gedanken eine große, große Stadt, die sie sich gar nicht schön und prächtig genug vorstellen konnte. Den Schritten eines Knaben folgten sie, der sich mühselig durch das Gewimmel und Gewoge in den Straßen Wiens, von wo alle klugen und gewitzten Leute kamen: der Lehrer und der Schulze und der Rüttemann Franz, Bahn brach, um zu den Höhen des Lebens zu gelangen und Gabi zu sich emporzuheben. Dann sah sie ein ganz sonderbar verkniffen Gesicht, das ihr dennoch lieb war, denn es gehörte dem einzigen Freunde, den sie jemals gehabt im Geheimen; dem einzigen gleichaltrigen Genossen ihrer unseligen Kindheit, der nicht minder elend gewesen, wie sie: es trug die Züge Eduard Böhm's.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Eine Verkannte.

Von Einer, die besser ist als ihr Ruf, soll hier die Rede sein. Nüchtern müßte ich sagen: besser als ihr Geruch; denn es handelt sich um nichts Wichtigeres oder vielmehr Eeringeres als um die — Zwiebel. Jedermann weiß, in wie kümmerlichem Ansehen sie augenblicklich steht, und mancher hält sich vielleicht schon die Nase zu, wenn ihrer nur Erwähnung geschieht. Ich will auch gern zugeben: das Aroma der Zwiebel ist nichts weniger als verlockend. Weißend, scharf, zuweilen sogar widerwärtig, war es wohl auch der Grund, weshalb die Pflanze in einen so üblen Ruf kam. Nichtsdestoweniger giebt es wohl kaum einen einzigen Kulturmenschen, dessen Magen nicht schon Belamtschaft mit der Zwiebel gemacht hätte. Man weiß es nur nicht — man ahnt eben kaum, in wie mannigfacher Gestalt dieser Proteus der modernen Küche bei der Zubereitung von Speisen zur Verwendung kommt. Allerdings sollte dies immer mit der größten Diskretion geschehen; schon deshalb, weil die Knolle neben den oben erwähnten mißlichen Eigenschaften noch eine weitere besitzt, daß sie der Verdauungsthätigkeit des Magens einen ziemlich thatkräftigen Widerstand entgegensetzt. All das hinderte jedoch nicht, daß man ihr zu gewissen Zeiten die größte Verehrung darbrachte. In China und Egypten genosß sie einen förmlichen Kult, und die Feinschmecker der französischen Küche schmelzten schon im Borgenuß der kulinarischen Wonnen, wenn sie erfuhren, daß das Menu eine Zwiebelsuppe oder gar den vielgerühmten Zwiebelbrei à la Soubise enthalte. Und selbst wir brauchen die Nase nicht zu rümpfen, wenn wir von der Schwärmerei jener Völkerschaften für die Zwiebel vernehmen. Die alten Germanen bewiesen ihr, als sie zuerst Bekanntschaft mit ihr machten, ein geradezu zärtliches Wohlwollen. So

sagt der Römer Sidonius ausdrücklich von den Burgunden, also einem Stamme, der doch verhältnismäßig früh zu kultureller Blüthe und politischer Machtstellung gelangte: sie röchen nach Knoblauch und nach Zwiebeln.

Die Hausfrau, die selber vor dem Herde weilt, weiß recht gut, daß sie ohne Zwiebel nicht auszukommen vermag. Wenn sie über ein Stück Gartenerde verfügt, so ist auch bestimmt ein Theil davon dem Anbau dieser vielhäutigen Knollenfrucht gewidmet. Dieser selber ist ebenso einfach wie lohnend. Am besten, man beginnt schon im Herbst damit. Der Boden werde reichlich aber nicht verschwendereich gedüngt, um Kraft für die Bestellung zu gewinnen. Dann bleibt er bis zum Frühjahr liegen, wo man entweder den Samen ausfällt oder Stedzwiebeln in die Erde thut. Der Boden sei zu diesem Zweck recht sorgfältig bearbeitet. Etwa vorhandene Steine sind fortzulesen, jede Erdscholle soll zu Pulver zerstoßen werden, so daß das Beet wie glatt gehobelt erscheint. Schon nach einiger Zeit lugen die kleinen, glänzend grünen Spitzen neugierig zur Sonne empor, um, unter deren wärmenden Strahlen, von Tag zu Tag lustiger zu gedeihen. Diese sogenannten „Zwiebelspeifen“ finden vielfach in der ländlichen Küche Verwerthung; sie ersetzen zum Theil den zarteren und nicht immer zu Gebote stehenden Schnittlauch.

Die Ernte kann, wofern man mit der Aussaat frühzeitig genug begonnen, schon im August stattfinden. Die Reife selber macht sich dadurch bemerkbar, daß sich die Blätter umlegen und dann allmählig welk werden. Allein man hüte sich auch vor etwa zu frühem Abernten, weil sonst die Zwiebel bei feuchter Bitterung leicht anfault und vor allem keine Dauerfrucht bildet. Denn der Hausfrau wird immer zumeist daran liegen, daß sie gerade eine solche erhält, damit sie während des Winters hinreichend versorgt sei. Die aus dem Boden genommene Frucht wird an luftiger Stelle ausgebreitet und getrodnet. In Rußland thut man sie noch außerdem in einen Leinwandbeutel und bringt sie einige Stunden in den Rauchfang. Dadurch wird nämlich das spätere Auswachsen der Knollen vermieden, und diese bleiben bis spät in das nächste Frühjahr hinein vor jedem unzeitigen Keimen bewahrt. Unsere Hausfrauen können sich leider noch immer nicht recht zu dieser Methode entschließen. Jedoch thut sie unrecht daran. Denn das im Rauch enthaltene Kreosot nimmt der Zwiebel auch nicht eine einzige ihrer guten Eigenschaften; es macht sie widerstandsfähig gegen schädliche Einwirkungen, gerade wie das Rauchfleisch allein durch dieses Verfahren auf Monate dem Riß des Menschen als Nahrungsmittel erhalten bleibt.

Die Verwendung der Zwiebel in der Küche ist so mannigfaltig, daß ihre zahlreichen Widersacher erschrecken würden, wenn sie davon Kunde erhielten. Das Geheimniß des Wohlgeschmacks beruht eben darin, daß man sie so diskret wie möglich verwendet. Dem obdiesem Geruch wird niemand so leicht das Wort reden, aber der kräftigen Würze, die von ihr ausgeht, muß man ein uneingeschränktes Lob zollen. Zumal die Hausmannskost kann ohne Zwiebeln nur schwer auskommen. Allerdings versteht auch allein die wirklich geschickte Köchin mit der Zwiebel richtig umzugehen. Nur wer Bescheid weiß zwischen den Köpfen des Herdes und die Speisen gut abzuschmecken versteht, soll überhaupt die Zwiebel als Würze verwenden. Zu scharf geröstet oder gar angebrannt, nimmt sie dem Gericht jeglichen Wohlgeschmack. Daher will sie fast bei jeder Schüssel anders gebraucht sein: bald so fein zerhackt, daß sie nicht einmal vernuthet werden darf, bald in behäbigen Scheiben und dem Auge sofort kenntlich; hier in rohem Zustande, dann wieder ganz verlockt und verdünnt. Den leidigen Zwiebelgeruch, der sich so gern in der Küche an den Geräthschaften festsetzt, verbannt man sehr leicht, indem man diese tüchtig mit trockenem Sande abreibt.

Auch sonst ist die Verwendbarkeit der Zwiebel im Haushalt so vielfach, daß sie kaum erlegt werden kann. Eine einzige Zwiebel wiegt gewissermaßen eine ganze Hausapotheke auf. Bei katarrhalischen Erkrankungen dient sie mit bestem Erfolg dazu, den lästigen Sufstenreiz zu vertreiben. Man zertheilt sie, dämpft sie mit Mandis-zuder oder noch besser mit ungehopfter Bierwürze und nimmt dann von dem so entziehenden Saft alle zwei Stunden einen Theelöffel voll ein. Den eingedochten Saft sollte man in jedem Haushalte vorrätzig haben. Sogar gegen die Bräune kann man sich der Hilfe der Zwiebel bedienen. Auf dem Lande legt man, wenn Kinder von dieser heimtückischen Krankheit befallen werden, gedöchte Zwiebeln, die noch heiß sind, auf die Fußsohlen der kleinen Patienten, giebt ihnen einen Theelöffel voll Alaun und Zuder, zu gleichen Theilen gemischt, ein und umwickelt die Brust mit einem Prieznitz'schen Umschlag. „Das endete alle Noth,“ schrieb eine Mutter, deren Kindlein schon eine Weile des Todesengels zu sein schien. Auch sonst hält unsere Landbevölkerung bei mancherlei Mißlichkeiten, unter denen der Körper zu leiden hat, gar viel auf die Zwiebel. Ihr Saft, vermischt mit etwas Essig, der aber kalt und vor allem durchaus rein sein muß, stillt das Nasenbluten und ist ferner ein ausgezeichnetes, sofort wirkendes Mittel bei Insektenstichen. Eine Zwiebel, drei bis vier Stunden in Essig gelegt, dann in der Mitte getheilt und auf Hühneraugen gebunden, löst deren schmerzende Hornhaut so vollständig, daß man sie schlechtweg mit der Hand herausheben kann. Eine ähnliche Wirkung erzielt man mit der häutigen Lauchknolle auch bei den ebenso häßlichen, als lästigen Warzen. Zwiebelsaft ist ein ebenso billiger wie haltbarer Leim, selbst an Metall, das sich sonst nicht gut einen Klebstoff gefallen läßt. Man wäscht den Gegen-



stand, der beseitigt werden soll, zuvor mit Soda ab und streicht dann Zwiebelsaft darüber. Das Papier wird jetzt darauf gedrückt und häftet, einmal angetrocknet, so fest, daß es nur schwer wieder entfernt werden kann. —  
**Silvester Frey.**

### Kleines Revillon.

— Eine Schicksals-Tragödie nach dem Leben. Aus Debreczin wird dem „Neuen Wiener Journal“ vom 4. ds. berichtet: Gestern wurde hier ein Grabstein gesetzt, dessen Inschrift an das Fatum der griechischen Tragödie erinnert und auf der ganzen Erdenrunde wohl ihresgleichen nicht finden dürfte. Es ist dies der Grabstein der früher sehr wohlhabenden Bauernfamilie Moriz, deren Mitglieder fast sämtlich durch gewaltsamen Tod endeten. Den Grabstein ließ der siebenbürgische Kulturverein, dem das letzte Mitglied der Familie 14 000 Gulden testamentarisch hinterlassen hatte, errichten. Die Inschrift des Grabsteines lautet:

Hier ruhen im Herrn  
 Josef Moriz sen.  
 gestorben im 62. Lebensjahre. Er wurde von  
 seinem Sohne erschossen.

Frau Josef Moriz sen.  
 gest. im 47. Lebensjahre. Sie wurde von ihrer  
 Tochter erschossen.

Elisabeth Moriz  
 gest. im 17. Lebensjahre durch Selbstmord.  
 Sie hatte ihre Mutter erschossen.

Josef Moriz  
 gest. im 27. Lebensjahre im Kerker. Er hatte  
 seinen Vater erschossen. —

— Die ersten Diamanten in Südafrika. Der „Kölnischen Volkszeitung“ wird geschrieben: Im Jahre 1867 kam ein Irländer, John O'Neill, ein Jäger und Händler in den nördlichen Theilen Südafrika's, auf seiner Reise von dort zurück zur Küste des Indischen Ozeans mit seinen Ochsenwagen zu einer Farm am Orangefluß. Der Eigenthümer, ein Nachkomme der ersten holländischen Ansiedler, Schall van Niekerk, gab ihm Gastfreundschaft, für die die Bürs ja belohnt sind. Am Abend nach seiner Ankunft sah O'Neill mit der Familie vor dem Farmhaus und bemerkte, wie die Kinder seines Gastgebers mit Steinen spielten, die ihm außergewöhnlich schienen. Er fragte, woher sie diese schönen „Kiesel“ hätten, und er erhielt die Antwort: daß es deren viele unten am Flusse gebe. Unter den Steinen, mit denen die Kinder spielten, fiel O'Neill eines besonders auf, wegen seiner eigenthümlichen Form und seiner Durchsichtigkeit. Er bat Herrn van Niekerk, ihm den „Kiesel“ zu schenken. Derselbe gab sofort seine Einwilligung und erklärte, daß ein kleiner Knabe einer auf der Farm lebenden Buschmannsfamilie den Stein vor einiger Zeit seinen Kindern gegeben habe. O'Neill ließ den Knaben rufen und erfuhr, daß derselbe ihn beim Waden im Sande des Flussbettes sah, und da er so schön hell leuchtete, habe er ihn mitgenommen.

Auf seiner Weiterreise zeigte O'Neill den Stein einigen jüdischen Händlern, denen er begegnete. Diese erklärten, es sei ein werthloser Topas, ohne allen Werth für den Handel. In Grahamstown ging er zu Doktor Atherstone, der nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch als allgemein wissenschaftlich hochgebildet in der Kapkolonie einen guten Ruf hatte. Atherstone besichtigte den „Kiesel“ einige Zeit, dann holte er das Stück einer zerbrochenen Fensterscheibe, und nachdem er dasselbe mit dem Stein wiederholt zerschnitten hatte, erklärte er den Stein für einen Diamanten und stellte den Preis auf 500 Pfd. Sterl. Der Doktor gab dann den Stein den Juwelieren in Grahamstown, welche, nachdem sie alle Feilen an dem Stein ohne Erfolg probirt hatten, die Erklärung abgaben, daß derselbe ein Diamant im Gewichte von 2 1/2 Karat sei. Bald darauf kaufte der damalige Gouverneur der Kapkolonie, Sir Philip Wodehouse, den Stein für 500 Pfd. Sterl.

Schnell verbreitete sich diese Neuigkeit in der Kolonie, eine große Anzahl und selbst Männer aus den besten Klassen der Gesellschaft, gaben ihre Stellungen auf und wanderten an den Orangefluß. O'Neill begreiflicher Weise war einer der ersten. Der Farmer van Niekerk hatte inzwischen von einem Hottentotten gehört, daß ein Koronna Kaffir einen sehr großen und durchsichtigen Stein als Talisman seit vielen Jahren in Leder eingeknäht auf seiner Brust trüge. Nach vielen Schwierigkeiten fand van Niekerk den Mann, und es gelang ihm, denselben für die für ihn fabelhaft große Entschädigung an Vieh im Werthe von 400 Pfd. Sterl. zum Verkauf des Steines zu bewegen. Ein Händler Lillienfeld kaufte den Stein für elftausend Pfund Sterling, er wanderte nach Europa und wurde schließlich von Lady Dudley für 25 000 Pfd. Sterling gekauft. Der Stein erhielt den Namen „Der Stern Südafrika's“ und wiegt 83 1/2 Karat.

Die immer größer werdende Anzahl der Sucher nach Diamanten zerstreute sich an den Ufern des Orangeflusses bei Schall van Niekerk's Farm, und da die Ausbeute dort bald erschöpft war, gingen viele an die Ufer des Valsflusses, wo die Ausbeute reicher war. Inzwischen hatten einige große Londoner Juweliere Experten nach Südafrika gesandt, und ihr Gutachten fiel zu Ungunsten des Diamantreichthums Südafrika's aus. Zu gleicher Zeit aber und zwar 1871 hatten einige der ersten Diamantensucher, mehrere Meilen

vom Valsfluß entfernt, zufällig größere Entdeckungen gemacht. Da, wo aus der Grube Kimberley erstand, und jetzt die berühmten unterirdischen Minen bearbeitet werden, z. B. Du Toits Pan, De Beers Bultfontain. Hans de Beer war damals der Eigenthümer dieses Landstriches; er verkaufte denselben für den für ihn enorm hohen Preis von 6000 Pfd. Sterl., der im Vergleich zu dem jetzigen Werthe des Besizes ein Bettelgeld ist. Als die ersten Sucher ihre unterirdische Arbeit begannen, kam es nicht selten vor, daß im Lehm, aus dem sie ihre Höhlen erbauten, Diamanten sich vorfanden. Die Frau eines englischen Beamten, welche mit ihrem Gemahl die neuen Felder besichtigte, spielte mit ihrem Sonnenschirm in der Erde und brachte einen Diamant, der 600 Pfd. Sterl. werth war, zum Vorschein. —

— Durchschlagskraft leichter Körper. Der „Prometheus“ schreibt: Ein eigenartiges Beispiel für die Gewalt, mit der leichte, mit großer Geschwindigkeit begabte Körper festere zu durchdringen vermögen, führt „Engineering“ an. Bei den Versuchen im Royal Arsenal über Sprenggase in Minen, wie sie kürzlich vom Kapitän Cooper Key vorgenommen wurden, wurde statt des Bohrlochs ein Gewehr mit hochexplosiblen Stoffen gefüllt und mit einem gepreßten Zylinder aus trockenem Lehm (3 Zoll lang, 1 1/8 Zoll im Durchmesser) verstopft. Diese „Schüsse“ sollten in verschiedenen Mischungen von Luft, Gas, Kohlenstaub u. c. ihre Wirkung erweisen. Um den Stopfen abzufangen, wurde eine ein Zoll dicke gußeiserne Zielplatte in 25 Fuß Entfernung unter einem Winkel von 45 Grad aufgestellt. Nach drei oder vier Schüssen durchschlag der Lehmstopfen, der nur 7 1/2 englische Unzen wog, die zollstarke Eisenplatte. Das berühmte Talglicht, das eine eigene Thür durchschlägt, muß sich vor dem 7 1/2 Unzen schweren Lehmzylinder verstopfen, der eine zollstarke Eisenplatte unter einem Winkel von 45 Grad durchdringt. Zweifellos muß die ihm durch die Explosion mitgetheilte Geschwindigkeit eine immense gewesen sein. —

### Musik.

Die mit den ungewöhnlichsten publizistischen Mitteln vorbereitete Aufführung von Lorenzo Perosi's Komposition „Die Auferweckung des Lazarus“ hat am Montag im Opernhause vor einem zu Tode gelangweilten Publikum stattgefunden. Es ist schwer zu verstehen, wie die in Geschäftssachen sonst überaus geschickte vatikanische Welt sich an dieses geistlose Nachwerk anklammern konnte. Da verfügt sie doch über zu viel und zu gutes, stichfest erprobtes Altes, um sich solcher Schwächlinge etwa aus Bedürftigkeit anzunehmen. Es kam schon nur als eine bodenlose Geschmacklosigkeit bezeichnet werden, diesen Text zu wählen. In den unüberbietbar einfachen Worten der evangelischen Erzählung, deren lateinischer (Vulgata-) Text der Tonichtung untergelegt ist, sucht man vergeblich nach irgend einer Spur von dramatischem Nerv; und das Oratorium — eine Rubrik, unter die doch das neue Werk gebracht werden muß, — ist eine dramatische Form. Wer unbefangenen den Text ansieht, findet sofort, daß das Motiv seiner Wirkung nicht in, sondern hinter den Worten liegt; nur weil man den Personen und dem Vorgange von anderswoher eine bestimmte Bedeutung beilegt, (an dieser Auffassung selber Kritik zu üben, ist hier ja natürlich nicht des Ortes!) lösen die kurzen schlichten Worte Gedanken und Empfindungen aus, deren Gewalt ganz außer Verhältniß zu der Anregung steht. Dem wäre (wenn die „Vertonung“ durchaus vorgenommen werden sollte) nur dadurch nachzukommen gewesen, daß die Worte in reicher musikalischer Ausgestaltung mit einem Empfindungsgehalt erfüllt worden wären, wie er ihrer Auffassung im gläubigen Sinne entspricht, oder daß andere — am besten natürlich poetische — Texte zwischengeschaltet worden wären, in welchen die angeregten Gedanken und Empfindungen einigermassen zum Ausdruck gelangt wären. Beides hat das klassische Oratorium gethan. Hier aber ist der moderne „Stil“ der musikalischen Deklamation, der Wiederholungen der Textworte verschmäht, fast unverbrüchlich eingehalten, und an Stelle der — etwa bei Bach — gewaltig ergreifenden eingestauten Chöre treten hier nur vier Verse des alten Kirchengesanges „Scrutator almae cordium“ am Ende der beiden „Abtheilungen“ des Werkes auf, und zwar ohne befriedigenden Zusammenhang mit der Stimmung des Textes.

Gleichwohl hätte die Musik weniger schuldig zu bleiben brauchen. Die Personen unterscheiden sich einzig durch die Stimmlage, Martha und Maria nicht einmal so. Der ausgegebene Text entsprach dem durch einen Druckfehler in der Ueberschrift der zweiten Abtheilung, der die Maria zu Gunsten der Martha unterdrückte. Alle Partien sind so undankbar (und dabei nicht leicht!), daß sie nur mit Selbstverleugnung übernommen werden können. Diese sei bei den Mitwirkenden, Frau Herzog und den Herren Sommer, Hoffmann und Bödinger, nach Gebühr gewürdigt. Das Orchester, dem viele willkürliche, nur aufhaltende Zwischenspiele zuertheilt sind, klingt an alles Mögliche an, nur nicht an Eigenes — beinahe möchte man sagen: auch nicht an das Eigene der Anderen. Aus den phrasenhaften Gemeinplätzen treten manchmal die schulmäßigsten Schlusskadenzgen wie erfrischende „Motive“ heraus! Polyphonie ist in der Regel unbekannt. Bei einigen Anläufen zu fugirtem Satze erlahmt der gute Wille, sobald — nach dem ersten Einsatze aller Stimmen — die schwierige Arbeit beginnen würde. Doch sei die gute Klangwirkung der Fuge nach dem Männerchor des Finales (Benedicamus Domino) hervorgehoben. Eine gewisse weiche, allerdings beinahe weiche Annuth des Klanaes ist überhaupt die einzige „Eigen-



schäft" des Werkes, hat aber bei der allgemeinen Kraftlosigkeit etwas schrecklich Ermüdendes. Gerühmt wurden die Chöre, die fast ausnahmslos „a capella" gehalten sind. Indessen auch in ihnen wird nicht geboten als die sinnliche Schönheit des Tonmaterials. Die Instrumentation zeichnet sich durch eine beinahe kindliche Dürftigkeit aus. Gesamtkunstwerk: Es ist nicht der Mühe werth. Nur Profection und Melodie konnte solchen Werke einen Weg, sogar bis an diese Stelle bahnen. — Kapellmeister Dr. M u d dirigirte mit demselben todesmüthigen Eifer, mit dem die Mitwirkenden das Ihrige leisteten. Mehr war wirklich nicht zu verlangen.

Wozu das verkündigte Massenaufgebot im Orchester (weit über 100 Mann) nöthig war und gut sein konnte, wurde erst klar, als unter der Leitung des Kapellmeisters Richard Strauß Veethoven's „Eroica" durch den Saal braute. Es giebt also doch noch Musik! Man kam verschiedener Ansicht sein darüber, ob so große Tempowechsel zulässig sind. Wenn ja, dann war ihre Anwendung jedenfalls über jedes Lob erhaben. Das Orchester spielte zugleich virtuos und künstlerisch. Dr. M u d dirigirte alldam noch die Freischütz-Overtüre, natürlich mit den von Richard Wagner wiedergefundenen Feinheiten des Vortrages. Wagner's ödes Brunnstück, der sogenannte Kaiser „Marsch", als Schlussnummer, konnte die künstlerisch gehobene Stimmung doch nicht ganz verderben. —

**Geographisches.**

en. Ueber Jahrtausende alte Ruinenstädte in Süd-Afrika sprach Dr. Schlichter in einem Berichte über seine Reisen und Forschungen in Rhodesia vor der Geographischen Gesellschaft in London. Seine Untersuchungen erstreckten sich besonders auf Matabeleland und Maschonaland, die er in der Richtung von Bulawayo über Salisbury nach Inyanga durchkreuzte. In diesem Gebiet fand er an vielen Orten unterkennbare Anzeichen einer uralten Zivilisation. In der Ruinenstadt von Simbabwe fanden sich zahlreiche Ueberreste, die unmittelbar an die frühesten israelitische Sonnen- und Sternverehrung erinnern, die aus einem Zeitalter stammt, da diese Rasse noch nicht zum Monotheismus übergegangen war. In Simbabwe hatten die damaligen Bewohner einen riesigen Gnomon errichtet, eine senkrechte Säule, die in jenen ältesten Zeiten der Kultur zur Bestimmung der Jahreslänge diente, indem die Länge des Schattens zu verschiedenen Jahreszeiten gemessen wurde. Schlichter fand an dem Plage noch Anzeichen für die Messungen, die der Gnomon ergeben hatte, und dies wurde zu einem Mittel, um dessen Alter zu bestimmen. Es konnte nämlich festgestellt werden, welchen Betrag die Schiefe der Ellipse zu jener Zeit besessen haben mußte, die beinahe einer periodischen Veränderung unterworfen ist, und daraus hat Schlichter geschlossen, daß die Vermuthung des Gnomon etwa in die Zeit von 1100 vor Christi Geburt verlegt werden muß. Weiterhin besuchte der Forscher die Ruinen von Mombi, zwischen Bulawayo und Gwelo gelegen, die zwar etwas kleiner sind als der Tempel von Simbabwe, in ihrer Bauart und in ihrem Sannid aber diesen übertreffen. Sie bestanden aus einer ganzen Anzahl von Gebäuden, von denen eines in der Mitte dem kreisförmigen Tempel in Simbabwe entsprach, während die übrigen als Vestibülen und Wohnräume gedient haben müssen. Den Mittelbau betrachtet Schlichter sowohl vom architektonischen wie vom astronomischen Standpunkte aus als die interessanteste Ruine südlich des Aequators. An diesem Plage fand er außer den Beweisen für einen Sonnengottesdienst auch sichere Anzeichen von Goldgräbereien. Aus diesem Anlaß zog der Gelehrte auch die noch immer unerledigte Frage, wo das alte Land Ophir lag, in den Kreis seiner Erörterungen. Er hält es für ganz unwahrscheinlich, daß Ophir in einem anderen Erdtheile zu suchen sei als in Afrika, und jedenfalls sei es als eine sichere Thatsache anzusehen, daß das südliche Afrika schon tausend Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung in großem Maßstabe Gold hervorbrachte. Die Beweise dieses Landes waren damals semitische Völker aus der Umgegend des Rothen Meeres, also Juden, Phönizier und westliche Araber. —

**Aus dem Thierleben.**

— Ueber neue Untersuchungen an den Sauhweilen, den großen sogenannten Blattschneider-Ameisen Brasiliens, die zu den gefährlichsten Feinden der dortigen Landwirtschaft gehören, berichten die Herren Dufert und Rivinus zu Campinas in dem Jahresberichte der Landwirtschaftlichen Anstalt (Instituto Agronomico) des Staates Sao Paulo. Die Sauhweilen schaden dem Pflanzenwuchs unglaublich, weil sie in ungeheureren Scharen ganze Bäume überfallen und sie in kurzer Zeit völlig entblättern, indem sie das Laub mittels ihrer großen Scheerenlöffeln zerschneiden und die Beute in geordnetem Zuge nach Hause tragen. Der Zweck dieses Sammelers scheint nach allen neueren Beobachtungen der zu sein, daß sie die geräumten Blattstücke in ihren Nestern modern lassen, um sie als Nahrungsboden für Schimmelpilze zu verwenden, die ihnen als Nahrung dienen. Man hat es also mit Thieren von verhältnismäßig sehr hoch entwickelten Geisteskräften zu thun, und um so schwieriger ist ihre Vertilgung. Ihre Bauten bilden ein feurreich angelegtes, unterirdisches Labyrinth enger und weiter Gänge und Höhlen; sie fähren sie oft mehr als sieben Meter tief hinab und der Länge nach über hundert Meter weit fort. Wenn solche Bauten, wie es manchmal der Fall ist, dicht aneinander stoßen, so bedeutet das natürlich

eine vollständige Untertwühlung des Bodens, und es bleibt dann nichts übrig, als daß man an derartigen Stellen den Ackerbau auf Gewächse beschränkt, die von ihnen verschmäht werden. Ein solches ist z. B. das Zuderrohr. Mittel gegen die Thiere sind schon in großer Zahl vorgeschlagen worden, aber ihre Wirkung war zweifelhaft und ist deshalb seit einigen Jahren durch die genannte Landwirtschafts-Anstalt genauerer Prüfung unterzogen worden. Es hat sich dabei u. A. ergeben, daß diesen Ameisen eine ganz ungewöhnliche Widerstandsfähigkeit gegen Gifte und Bestäubungsmittel eigen ist; sie vertragen ferner einen 2/4 stündigen Aufenthalt im luftleeren Raume und dauern selbst unter starkem Drucke längere Zeit aus. Um so merkwürdiger ist es dagegen, daß die im Gebiete von Sao Paulo lebende Art (Atta sexdens) keine hohen Wärmegrade aushält und bereits bei 40 Grad R. scharenweise von einem plötzlichen Tode ereilt wird, was um so sonderbarer ist, da an dem Beobachtungsorte selbst in der Sonne 50 Grad R. festgestellt wurden. Den einheimischen Gewächsen Brasiliens werden übrigens die Blattschneiderinnen lange nicht so gefährlich, wie gerade den eingeführten Nutzpflanzen; denn jene haben im Laufe langer Zeiten natürliche Schutzmittel gegen sie erworben, diese nicht, oder bis jetzt noch nicht. Zu den merkwürdigsten derartigen Einrichtungen gehört wohl die Unterhaltung eines stehenden Heeres von Schutz-Ameisen einer anderen sehr biffigen Art, wie es z. B. die sogenannten Armluchterbäume (Cecropia) in ihrem höchsten Innern beherbergen: Thiere, die sich bei jeder Beunruhigung sofort mit äußerster Wuth auf die Angreifer stürzen und die Blattschneiderinnen trotz deren viel beträchtlicher Größe regelmäßig in die Flucht schlagen. —

(Zägl. Rundsch.)

**Humoristisches.**

— Musikalisches. Fremder: „Sie sind, wie mir's scheint, ein großer Musikfreund, da müssen Sie sich einmal im Odeon klassische Musik anhören!"

Münchener: „Da bals mir nüt genga; da is mir viel z' g'spreizt. Wissen's, wenn i nüt mifing'n darf, freut mi das ganz Konzert nüt!"

(„Simplic.")

— Ernüchterung. Dame (die vom Chef bis zur Thür des Geschäftes hinausbegleitet wird): „O, das war gar nicht nöthig, ich hätte auch so hinausgefunden; danke für gütige Begleitung." Chef: „Keine Ursache, meine Dame, das ist bei uns Geschäfts-usus, — es wird in letzter Zeit — so schrecklich viel gestohlen!"

— Auf der Sekundärbahn. Konkubiner (zu einem Herrn, der keinen Platz mehr bekommt): „Macht nig! Geh'n S' halt bis zur nächsten Station mit — dort steigt so wie so ein Herr aus." —

**Notizen.**

— Die Lieferungs-Ausgabe von Ludwig Anzengruber's „Gesammelten Werken", die bei J. G. Cotta's Nachfolger in Stuttgart erscheint, liegt jetzt mit der 60. Lieferung abgeschlossen vor. —

— Der Münchener Maler Franz Stud hat erklärt, er habe noch keine direkte Mittheilung erhalten, wie weit die Wünsche der Reichstagsauswahlschmückungs-Kommission auf eine Abänderung seines dekorativen, in Gobelinsart gehaltenen Gemäldes „Die Jagd nach dem Glück" gehen. Er habe sich in der Anlage nach den Wünschen Ballot's gerichtet, von dem er den Arbeitsauftrag erhalten hat. Er sei aus Gefälligkeit für Ballot eventuell zu kleineren Aenderungen bereit, aber nicht zu einschneidenden, die sein Werk vernichten würden. Ausgeworfen für dasselbe ist ein Honorar von 30 000 M., von dem Stud bereits den größten Theil erhielt. —

— Der Kunstsalon „Ribera" eröffnet am nächsten Sonntag eine Sonder-Ausstellung von Werken des Reichener Malers Oskar Zwintscher. Um den Beschauer auf die wichtigsten Stücke der jeweilig ausgestellten Kunstwerke aufmerksam zu machen, wird der Salon in Zukunft unter dem Titel „Neue Kunst" zwanglose Feste zur Ausgabe bringen. Das vorliegende erste Fest enthält einen Auszug über Zwintscher von Willy Pastor. —

— Der Arsenalarbeiter Luigi Ceccoli in Venedig hat in seiner freien Zeit eine Oper „Teiso l'Africano" geschrieben und hat es nach dreijährigen Anstrengungen durchgesetzt, daß sie im Theater Rossini zur Aufführung gebracht wurde. —

— Die Nationalgalerie bringt eine Sammlung von vollendeten und nachgelassenen Werken des kürzlich verstorbenen Prof. Carl Gehrt's demnächst zur Ausstellung. —

— In Stralsund starb der Mathematiker Professor Friedrich v. Lümann, der als Verfasser weit verbreiteter Hilfsbücher für den mathematischen Unterricht auf Gymnasien und Realgymnasien sich einen Namen gemacht hat. —

— Eine Acetylen-Ausstellung wird in den Wochen vom 14.-28. Mai in Budapest abgehalten werden. Sie wird in zwei Gruppen eingeordnet sein, von denen die eine der Herstellung des Calciumcarbid, die andere der Acetylen-Beleuchtung gewidmet sein soll. —

— Nach dem New-York Herald hat Edison's Sohn einen neuen Stahlhärtungsprozeß erfunden. Eine sechs Zollige Platte seines Systems war einer fünfzehn Zolligen harvehärteten oder einer Krupp'schen Platte an Widerstand überlegen. —